

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 4

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
24. Januar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Schnee und Sonne.

Von Edgar Chappuis.

Ueber Wald und Klur der Sonne Pracht.
Glühend funkelt es im goldnen Licht.
Und des Winters weißes Angesicht,
Strahlend über Berg und Tälern lacht.

Weißbemühte Tannen schweigend stehn.
Dort am Himmel hoch ein Vogelzug, —
Ach ich möcht' mit ihm in weitem Flug
Ueber diese Wintererde gehn!

Blau und weiß in zartem Duft vereint
Liegt die Welt so makellos und rein,
Daß man glaubt im Märchenland zu sein.
Wenn zur Winterszeit die Sonne scheint.

Gynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

4

„Guten Tag, Vater“, sagte Marianne. Sie war ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, dunkelblond und fast zierlich. Sie stand in einer sauberen weißen Küchenschürze an der dem Fenster zugekehrten Ecke des großen Küchentisches und rüstete Salat. Wie sie nun das Gesicht wandte, sah man, daß sie nichts Besonderes an sich hatte, daß sie keine Schönheit war, außer wenn man etwas Reines, Frisches und Kindliches, das ihrem Gesicht eigen war, dafür nehmen wollte. Diese außerordentliche Reinheit und Kindlichkeit schien vor allem von ihrem Munde auszugehen, der blakrot und fest geschlossen war, so fest, daß hinter den sanften Mundwinkeln kleine Energiefalten entstanden, die dem ganzen Gesicht im Verein mit den nachdenklichen graublauen Augen und der ernsthaften Stirn einen Ausdruck von stiller Bedachtsamkeit, Festigkeit und fast Verschlossenheit aufprägte. Sie wuschte sorgsam die Hände an ihrer Küchenschürze ab, ging auf den Doktor zu und preßte ihren Kindermund auf seine Wange. „Vater“, sagte sie leise und herzlich und sonst nichts. Dabei leuchtete kurze Zeit in ihren Augen ein träumerischer und gütiger Schimmer, der das ganze Gesicht überstrahlte und sie plötzlich dem Doktor sehr ähnlich erscheinen ließ.

Er tätschelte ihr die Wange: „Immer stehst du in der Küche! Wo ist Florentine? Wo ist Leonore?“

Sie deutete nach einer Tür, die vorn am Ende des Flures war, und sie sagte mit einem kleinen hübschen Lächeln: „Die Mutter erwartet dich.“

Er nickte ihr zu, die wieder zu ihrem Plazze am Küchentisch zurückkehrte. Er nickte auch Rosine zu, die ihre Pfannen im Stiche ließ und wiederum mit Hochachtung und etwas verschämt einen Knids riskierte. Sie quirkte weiter und sagte nach einiger Zeit über die Schulter zurück mit In-

brunst, als habe sie reichlich darüber nachgedacht: „Unser Herr“ — und sie betonte sehr das Wort — „ist halt so ein artiger Herr!“

Unterdessen war der Belobte zu der vorderen Tür gelangt, zögerte dort kurz, ob er zum Späße anklopfen sollte, entschloß sich dann für eine Ueberraschung und klinkte mit einem Male die blanke Messingklinke auf, um in das Wohnzimmer einzutreten.

Dieses Zimmer war so, wie ein Wohnzimmer sein soll: gediegen und behaglich. Die Wände waren auf drei Seiten bis an die kassettierte Decke hinauf nußbaum gefälselt, die vierte Seite zeigte ein eingebautes Kamin, das aber wenig benützt und mehr zur Zierde da zu sein schien; dafür war in der linken Ecke ein Ofen, der jedem Museum wohl angestanden hätte. In Brusthöhe war hier ein breites Sims und obenhin ein einfacher weißer Anstrich, der durch das Alter gelblich schien wie altes Elfenbein. Ein paar Bilder in dunklen Rahmen hoben sich davon vorteilhaft ab. Auf dem Boden lagen gute Teppiche, an den Wänden standen alte Möbel. Auf dem Gesimse war Zinn zu sehen, auf dem Büfett viel Kupfer und in einer reich mit Bronzen ausgelegten Vitrine einiges Silber und Porzellan. Die hintere Wand nahm ein großer Wellenschrank ein, der würdig und diskret zwei antike Florentinervasen aus getöntem Marmor trug. Rechts und links davon standen Armfessel aus geschnitztem Nußbaumholz mit Akanthusvoluten, gedrehten Schraubensäulen und Seidendamast, rot auf gelb, großgeblümt.

Nach der Straßenseite waren die Glastüren auf den Balkon hinaus geöffnet. Dort saß mit einem Buch in der Hand ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, völlig beherrscht, wie eine Dame, als säße sie nicht in einem sicheren

Zimmer auf einem reichlich zurückgelehnten Stuhle, sondern gerade so, als lägen prüfend tausend Augen auf ihr. Bei dem Geräusch der geöffneten Tür schaute sie auf mit einem so sicheren Gestus, edel und vornehm, daß man nicht an eine Komödie denken konnte. Und man sah, daß sie eine Schönheit war.

„Nun, Florentine?“ sagte der Doktor, blieb stehen und sah sie an, stolz und freudig, wie ein Kunstwerk, ergriffen, wie bei allem Schönen, und doch mit heimlicher Besorgnis. Er wußte nicht, wie es kam, aber er dachte plötzlich an das Gespräch zweier Herren, dem er ungewollt bei irgendeinem Anlasse zugehört:

„Ein wundervolles Weib, die zweite des Doktors“, hatte der erste gemeint. Und der andere grüblerisch, zögernd: „Ja, das schon. Aber schwierig, schwierig! Man weiß nie, woran man mit ihr ist, ob kalt, ob warm. Aber schön, zum Teufel, rassig. Sauve qui peut, sie ist imstande, einen zu ruinieren!“ Wer hatte das denn gesagt? War es nicht der Syndikus gewesen?

Indessen hatte sich Florentine erhoben, merkwürdig geschmeidig und temperamentvoll, jedoch ohne die Haltung zu verlieren. Sie stand einen kurzen Augenblick, ränk und schlank wie eine Gerte, mit kleinem Kopf, schmalhüftig und langschentlig wie eine Bronze. Ihr dunkelbraunes Haar fügte sich der Form des Kopfes und gab ihm eine klassische Vornehmheit. Die zarten Nasenflügel bebten. In den braunen Augen flimmerten goldene Lichter, während sich darunter, wie aus plötzlicher Ermüdung, dunkle Schatten bildeten. Der etwas dünne Mund war fest geschlossen. Man konnte eigentlich nicht sagen, worin ihre Schönheit bestand, ob in der klassischen Linie des ganzen schmalen Gesichtes oder nur in dem Spiel der lebendigen Augen. Den bloßen schlanken Hals leicht geneigt, kam sie mit raschen sicheren Schritten auf den Doktor zu und küßte ihn stillschweigend auf die Wange. Er legte seine Mappe auf den Tisch, faßte sie leicht unter das Kinn und sah ihr in die Augen: „Wo ist denn die Mutter und Leonore?“

„In ihrem Zimmer drüben; sie warten auf dich.“ Sie sah ihn prüfend an, und mit einem Male war der Zauber ihrer Augen fort. Er schüttelte den Kopf: „Merkwürdig! Was ist denn?“ Und er dachte, ihre Stimme sei eigentlich nicht so schön wie das andere, trotzdem sie Gesangstunden nahm. Der dunkle Timbre verschleierte kaum eine gewisse Härte. Sie hatte keine Seele. Mehr Kopf als Herz. Selbst als sie nun anfang, hell und sprudelnd zu lachen.

Ich bin überreizt, dachte er. Ich fange heute an, Nerven zu zerfasern; vielleicht weil ich nicht geschlafen habe. Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: Vielleicht werde ich alt, senil sozusagen.

Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu ihrem Sessel zurück, worauf er durch die Tür neben dem großen Schranke hinausging. Er kam durch ein kleines Kabinett, das als ein schmalstreifiges Zwischenland zur Aufbewahrung von allerlei häuslichem Krimstrams diente und wohl das Standquartier der Schneiderin war. Es war heute unbefest. Aber durch die Türe, welche in den nächsten Raum führte, hörte er Stimmen: eine dunkle, ruhig und beherrscht, eine andere, lebhaft, laut, stark und moduliert, aufgeregter und fast lustig. Er klopfte an und trat ein.

Es war ein hübsches Zimmer mit allerlei Erbmöbeln und einigen Komplettierungen. Keines Rokoko. An den Wänden Seidentapeten, denen das Verbläutsein keinen Eintrag tun konnte. Auf einem Kanapee saßen zwei Frauen zusammen, eine ältere, so um die Fünfzig, sehr korrekt, schlank, dunkel und von der unzerstörbaren Vornehmheit sorgfältiger Kultur, wohlbehüteter Schönheit. Sie lächelte gefaßt und sehr liebenswürdig: „Da bist du ja.“

„Da bin ich“, sagte er, „und recht müde.“ Er nahm ihre Hand, als wolle er sie küssen, ließ sie jedoch wieder sinken und wandte sich zu der jungen: „Nun, Leonore, wie geht es?“

Das Mädchen mochte zweiundzwanzig Jahre alt sein. Sie hatte einige Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Florentine, war aber nicht so schön — wie soll man sagen: nicht so eigenartig, mehr ausgeglichener, trotz ihrer Schlankheit nicht ohne Weichheit; eine madonnenhafte Weichheit, die durch das liebenswürdigste Gesicht und die in der Mitte geteilten Haare noch betont wurde. Als sie nun erregt atmend aufschaute, sah man Augen von schönstem Schnitt, von klassischer Zeichnung, aber dabei so warm, so heiter, daß man fast von Leichtsinne oder leichtem Sinne hätte reden mögen. Jedenfalls, im Gegensatz zu Florentine, mehr Herz als Verstand und von jener Art, welche die besten Frauen gibt oder doch die verträglichsten; viele Männer halten es für dasselbe.

Sie sprang plötzlich empor, mit demselben Temperament wie ihre nächste Schwester, aber weniger beherrscht, kindlicher, ehrlicher, impulsiver. Dann setzte sie sich ebenso plötzlich wieder hin und fing an zu lachen, hell und von ganzem Herzen. Und auf einmal fiel sie dem Doktor um den Hals, küßte ihn auf beide Wangen, wurde rot, schlug die Hände vor das Gesicht und eilte hinaus. Kurz, sie tat sehr aufgeregter und führte sich ungewöhnlich auf. Unter der Tür wandte sie nochmals eilig den Kopf mit feuchten Augen dem verdutzten Doktor zu, und Tränen klangen in ihrem schönen Lachen, als sie rief: „Sag' es, Mutter! Sag' du es!“

Der Doktor schien mehr als verblüfft, und es war ihm lieb, daß er sich sehen konnte. Er setzte sich auf den äußersten Rand des zierlichen Kanapees, sah seine Frau an und sagte: „Nun, Agnes?“

Sie verlor ihre Haltung in keiner Weise. Man sagte von ihren Töchtern, daß sie immer korrekt seien, von den Schuhen an den Füßen bis zu den Handschuhen; bei der jüngsten und ältesten war es Erziehung, Dressur, wenn man will, bei Florentine war es Erbschaft mütterlicherseits. Das sah man nun, denn trotz aller Aufregung und ungewöhnlicher Zustände, die heute unstreitig im Hause vorhanden waren, sah sie nun mit ruhiger Vornehmheit, aufrecht und korrekt auf ihrem Platze, die Hände gefaltet über dem aufgelegten Knie, den sauberen weißen Scheitel leicht geneigt; denn ein nervöses Leiden, das auf das Herz zu schlagen drohte, hatte ihre Haare frühzeitig weiß werden lassen. Nur um Mund und Nase ihres schönen Gesichtes lag eine strenge Energie und die dunklen Augen blickten stolzer als sonst, als sie in einem Satz das Rätsel löste.

„Mein Lieber, der junge Herr von Kapri, du weißt, Luß von Kapri, war hier und wollte um Leonore anhalten. Ich habe ihn auf heute abend eingeladen.“

„Hm“, sagte der Doktor und überlegte eine ganze Weile. Dann nahm er das Taschentuch und wuschte sich die Stirn: „Hm, das sind Ueberraschungen. Wie kam das denn? Ich wußte nichts davon.“

Sie lächelte: „Ja, ich glaube, wir merken so etwas besser. Angefangen hatte es wohl letztes Jahr bei der Zentenarfeier und hat dann fortgeführt“, sie hob um ein geringes die Hände, „wie immer. Und was sagst du? Ich denke: Ja“.

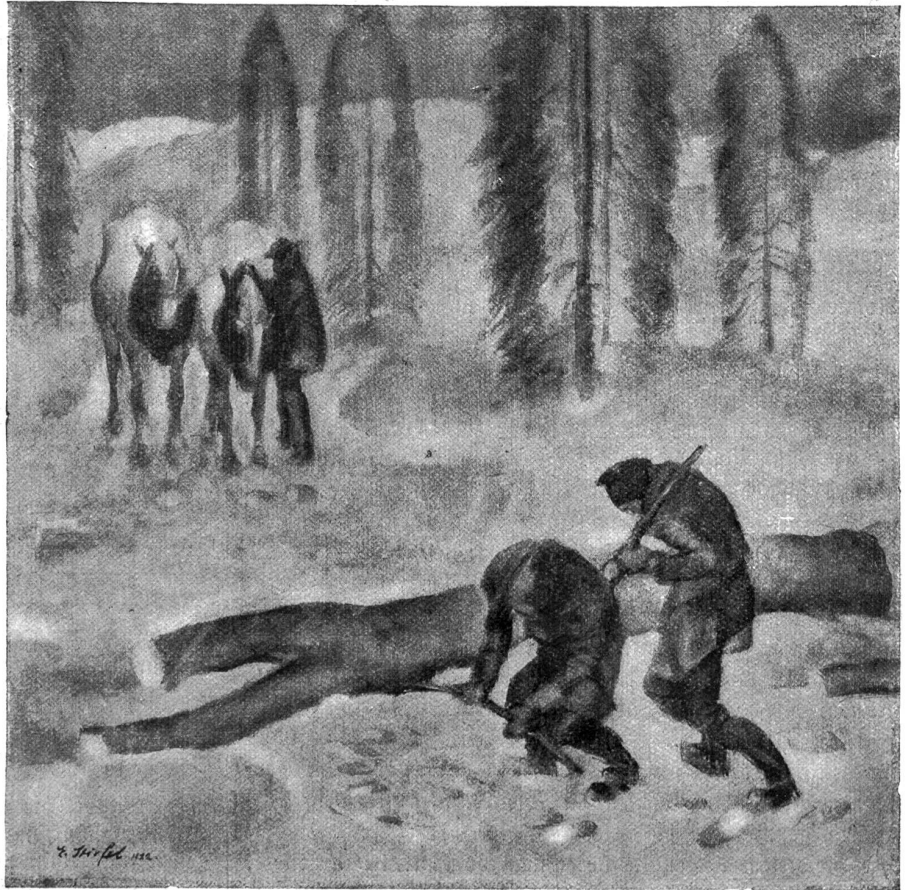
Doktor Paul Eynar hatte während reichlich fünfundsanzig Jahren seiner Gattin sozusagen niemals widersprochen und dadurch eine glückliche Ehe erlebt. Bei dem Stolze einer geborenen Butti war das ohne Frage das Zuträglichste und bei der Korrektheit und dem Takte der Frau Agnes auch ein Widersprechen nicht vonnöten gewesen. Allein jetzt war die Ueberraschung doch zu neu, zu groß, zu vollständig. Nun wohl, da hatte man Kinder. Plötzlich waren sie groß, wuchsen einem aus den Augen, das zeigte dieses heimliche Spiel, lösten sich wie reife Früchte. Sein Familienleben war immer ein gutes gewesen, unter der Leitung seiner Frau immer korrekt. Manchmal hatte ihn wohl diese Korrektheit, seine Arbeit, seine Liebhabereien wie ein Schleier getrennt. Aber, und es fiel ihm nun plötzlich heiß und schwer auf das Herz, gerade Leonore war ihm am nächsten gestanden, hatte durch ihr offenes, heiteres Wesen jenen Schleier durchbrochen, Frohsinn verbreitet wie die helle Sonne, Liebe ausgeströmt wie warme, belebende Wellen.

„Sie ist noch so jung“, sagte er zögernd.

„Sie ist noch jung“, wiederholte sie und nickte beipflichtend und begütigend. Sie legte leise den Arm um seine Schulter, eine Zärtlichkeit, welche sie sich nicht oft gestattete: „Sie ist noch jung; aber wir werden älter. Ich, als Frau, darf das schon sagen. Einmal muß es sein. Und je früher wir für die Kinder gesorgt haben, um so besser. Die Kapri zählen zu den besten Familien. Wenn ich es sagen darf: Ich halte diese Werbung für ein Glück und bin stolz darauf.“

Er überlegte: Hatte er heute morgen nicht selbst dem Syndikus diese Familie gerühmt? „Du magst wohl recht haben. Aber — nun reden wir davon, es wird Geld kosten. Wie ist das denn? Von deiner Seite hat dein Bruder das Beste zu nehmen gewußt. Das übrige steckt im Hause, dann ist weiter noch eine kleine Rente da. Sonst haben wir so ziemlich alles jeweils aufgebraucht. Die Praxis war nicht gerade schlecht, aber noch weniger glänzend.“

Sie schmiegte sich plötzlich an ihn, wie etwa in jungen Jahren. Voll Herzlichkeit nahm sie seine Hände und sie fühlten sich wie gute Kameraden, die allein sind, die niemand als sich selbst haben. „Du liebst auch viel aus dem



E. Stiefel. — „Januar“.

Hause. Ich meine, du gabst mit leichten Händen. Lorenz trägt deine besten Kleider zum Beispiel. Sie küßte ihn, mütterlich fast, denn ihr härterer und kluger Sinn hatte ihn oft beherrscht. Vielleicht hatte sie dieses beglückt, vielleicht auch seine lebenswürdige Art, das Leben zu nehmen, seine Gutherzigkeit, seine Schönheitsucht, die ihn so lange jung erhielt. „Das soll kein Tadel sein“, sagte sie und war dabei für kurze Zeit ganz verändert, ohne Stolz, weich und frauenhaft und seelisch schön. Er betrachtete sie entzückt und machte Bekenntnisse: „Nun, die Hosen und all das andere, sagen wir deine gute Küche, ach Gott, auch das ist schön. Das Leben gehört den Lebenden. Nun ja, man wird künftig ein wenig mehr rechnen müssen. Es ist mir greulich. Vielleicht schaust du ein wenig nach den Konti. Im übrigen soll der junge Mann heute abend kommen. Da werden wir ja sehen. Indessen, der Morgen ist vorbei. Hungrig und müde bin ich auch.“ Er stand auf, um zu gehen. „Hoffentlich gibt es bald Mittagessen. Nachher sind Konsultationen und einige Gänge, welche ich nachholen muß — bitte, sage dem Syndikus, daß ich erst morgen kommen kann.“ Und damit ging er, Besteck und Reiseapotheke zu versorgen.

Der Doktor hatte an diesem Nachmittage ziemlich Arbeit, beruflich und im Zusammenhang mit den neuen Ereignissen; denn er gab sich Mühe, einen Ueberblick zu gewinnen über seine Verhältnisse und auch über diejenigen des Herrn von Kapri. Das letztere hätte er billiger und reichlicher haben können durch seinen Schwager Butti. Er war Präsident des Verwaltungsrates der Ortsbank und ein

gerissener Geldmann. Indessen konnte sich der Doktor nicht entschließen, diesen Ausweg zu wählen. Sie waren Gegensätze und ihr Verhältnis loder. Und es war nicht besser geworden dadurch, daß Butti, der Junggeselle war, einen Neffen an sich gezogen hatte, den er in der Bank untergebracht und den er, wie es hieß, adoptieren wollte. Als er um sieben Uhr abends nach Hause kam, fand er seine Frau in der Küche, wo sie wie ein Feldherr die letzten Vorkehrungen für das Abendessen traf. Es roch auch danach. Rosine hatte einen roten Kopf und wagte nicht zu nicken. Auch Marianne war da, und er nahm daraus Anlaß, mit leisem Anmut nebenbei zu fragen, aber draußen vor der Küche, warum immer dieses Kind das Küchenmädchen spielen müsse und wo denn die anderen seien. Frau Agnes erwiderte ruhig und beherrscht, weil das zur Korrektheit gehörte, daß das Kind nicht Küchenmädchen spielen müsse, sondern gerne spiele, wenn auch zugegeben sei, daß ein Dienstmädchen kein passender Umgang sein dürfte. „Und sonst“, sagte sie, „bleibt nichts anderes übrig; denn Florentine ist ganz ungeeignet für Hausgeschäfte.“

„Ja, ja“, wendete er ein, nervös und besorgt, wie er nun heute geworden war. „Ein schwieriger Charakter. Wo nehmen wir da den Millionär für sie her?“

Sie fuhr fort, ohne sich aufzuregen: „Und Leonore ist für heute natürlich frei.“ Sie wies nach dem offenen Fenster: „Sie sind im Garten, um die Blumen für den Tisch zu besorgen.“

In diesem Augenblick hörte man von unten das heitere, schöne Lachen, das Leonore eigen war, dazwischen eine geschmeidige, sonore Männerstimme, die Anekdoten zu erzählen schien. Der Doktor trat an das Fenster und sah hinab. Blumen dort unten zu suchen, war nicht schwer. Es hatte mehr davon als Gemüse und von allen Arten. Vielleicht mußte das nun auch anders werden. Auf dem mit großen Sandsteinplatten belegten Mittelweg kamen die beiden Töchter auf das Haus zu. In ihrer Mitte ging ein Mann, groß und schlank, vollbepackt mit Rosen, soviel sein Arm fassen mochte, die er mit Anmut und Geschick zu tragen wußte.

Aber der Doktor hatte keine rechte Freude. Sie haben mir alle Rosen genommen, dachte er und ging nach dem großen Balkonzimmer vorn, wo gegessen werden sollte. Die Balkontüren standen weit geöffnet. Von den alten Kastanien herüber drang eine angenehme Kühle. Unten auf dem Plaze flanierten ein paar Mädchen, welche das melancholische Lied sangen von jenem König, der seinem Höfling die schönste Frau wegnimmt und ihm damit das Herz bricht:

„Sag' mir, Marquis, kennst du sie nicht?

Wer ist die schöne Frau?“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwierigkeiten des Lebens sind dazu da, uns, indem wir sie überwinden lernen, zu steigern.

Frithjof Nansen.

Biographie von Friß Wartenweiler.

Wie haben wir als Knaben und Jünglinge gelebt an den nordischen Sagen! Und wie haben wir aufgehört, als ein neuer Frithjof erstand, als die Kunde von Nansens kühnen Fahrten zu uns drang, als eine alte Sage neue Wirklichkeit ward!

Dann hörten wir lange nichts mehr von dem Helden. Um so mehr hatte sein Vaterland an ihm. Aber nach dem Weltkrieg schaute noch einmal die ganze Menschheit auf und atmete auf, weil doch einer den Mut hatte, dem uralten Elend der Nachkriegszeit entgegenzutreten: Nansen, der an sich selbst gespürt, was Entbehrung ist, der einjt selbst mit Hunger und Kälte ums Leben gerungen.

Frithjof Wartenweiler hat es unternommen, ein Charakterbild dieser außergewöhnlich starken Persönlichkeit, dieser so ungemein reichen Seele darzustellen. Und das Buch liest sich wie eine Heldenjage, aber vertrauter, unmittelbar ansprechender als die Edda, weil wir Zeitgenossen sind, weil wir von ferne Zeuge dieser verwegenen Taten waren:

„Ohne Rückzugslinie durch Grönland! — die Losung des Jünglings.“

Vorwärts übers Eismeer! — das Feldgeschrei des modernen Wikingers.

Vorwärts und aufwärts! — das Zeichen des Forschers. Vorwärts zur Nächstenliebe! — der Mahnruf des Führers im Ringen um den Frieden.“

Im Ringen um den Frieden stellt sich ihm vor allem die Aufgabe, die unseligen Kriegspuren zu tilgen:

Heimschaffung von Hunderttausenden von Kriegsgefangenen aus Rußland und Sibirien.

„Sorge für 1½ Millionen russischer Flüchtlinge.“

Die Vinderung der Hungersnot in den Gebieten der ehemaligen Kornkammer Europas.

Die Betreuung von mehr als einer Million griechischer Flüchtlinge und der Austausch griechisch-türkischer Bevölkerung.

Die Rückbeförderung der bulgarischen Deportierten nach Thrakien.



Nansen während der Hungersnot in Russland.